



Inés Mateos

«Ich will nicht nur Erkenntnis gewinnen, sondern auch etwas bewegen»

Inés Mateos spricht reines Baseldeutsch und perfekt Spanisch (sie hat die Sprache lange unterrichtet). Sie vereint in ihrer Person (mindestens) zwei Kulturen. Im Auftritt wirkt sie angenehm temperamentvoll, wie man es von Menschen aus dem mediterranen Raum kennt. Die Expertin für Diversität und Bildung hat das, was sie selbst ist, zu ihrem Arbeitsfeld gemacht.

Ihre Website gibt Einblick in Ihren beeindruckenden Leistungsausweis. Sie sind neben vielem anderen als Dozentin und Moderatorin tätig. Man gewinnt den Eindruck von – passenderweise – grosser Vielfalt, aber auch grossem Selbstbewusstsein.

(Lacht) Schön, wenn Sie das finden. Ich habe den Frauen im Café Secondas, als ich das Projekt aufbaute, gesagt: Hey, dass ihr einen Migrationshintergrund habt, ist kein Defizit, wie ihr das ständig zu hören bekommt. Nur weil man vielleicht nicht so gut Deutsch kann oder nicht über die Netzwerke verfügt, die andere ganz selbstverständlich hier haben, ist man nicht automatisch im Hintertreffen. Ihr habt etwas, was andere nicht haben, und das gilt es auszuschöpfen. Ich hatte dieses Selbstverständnis lange auch nicht. Man identifiziert sich mit den Bildern, die man als Kind oder Jugendliche gespiegelt bekommt. Es braucht viel gedankliche Arbeit herauszufinden, was an diesen Bildern stimmt und was nicht. Um ein drastisches Beispiel zu nennen: Eine gute Freundin im Gymnasium war sich sicher, dass ich, wenn sie einmal verheiratet sein würde, bei ihr putzen würde. Spanierinnen sind Putzfrauen... Sie meinte es nicht böse, sie war einfach gedankenlos. Und meine Mutter war tatsächlich Putzfrau. Heute bin ich sehr dankbar dafür, dass ich mit mehr als einer Kultur aufgewachsen bin, dass ich zum Beispiel von der Mehrsprachigkeit profitieren kann.

diagonal: Frau Mateos, auf Ihrer Homepage (www.inesmateos.ch) bezeichnen Sie sich als plurikulturell. Was meinen Sie damit?

Inés Mateos: Plurikulturell sein heisst, dass man in mehreren Kulturen zu Hause ist. Ich bin als zweijähriges Kind in die Schweiz «importiert» worden, ich habe mir das nicht ausgesucht. Meine Eltern gehörten zur ersten Generation spanischer Migranten, die als Gastarbeiter aus Spanien hierher kamen. Als heranwachsende Seconda realisierte ich, dass ich sowohl hier als auch dort hingehöre, dass es mehr als nur 1 gibt. Ich habe das als Gewinn erlebt. Dank der Verankerung in zwei Kulturen habe ich früh Bekanntschaft mit unterschiedlichen Denkweisen gemacht. Diese Erfahrung hat meine Neugierde geweckt. Im Lauf der Zeit habe ich weitere Kulturen kennen und schätzen gelernt.

Sind Ihnen Menschen mit einer ähnlichen Erfahrung näher als andere?

Ich habe meine Ferien jeweils in Spanien verbracht und später auch dort studiert. Man hat mir dort nicht wie hier die Frage gestellt: Woher kommst du? Und ich musste auch meinen Namen nicht buchstabieren. Aber die Menschen, die immer dort waren, waren mir deswegen nicht näher. Ich hatte das Bedürfnis, mein Anderssein zu markieren: Ich gehöre zwar zu euch, aber nicht nur. Ich hatte an der Uni in Salamanca Kontakt mit Menschen, die von überall her kamen. Mit ihnen teilte ich die transkulturelle Erfahrung von Fremdsein und Dazugehören. Ich verstehe mich am besten mit Menschen, die ebenso neugierig sind wie ich, die sich auf Fremdes einlassen, sich davon vielleicht auch irritieren lassen, und herausfinden wollen, wie sie diese Erfahrung verändert.

Sie bezeichnen sich als Expertin für Bildung und Diversität. Machen Sie einen Unterschied zwischen den Begriffen Transkulturalität und Diversität?

Transkulturalität wird schnell einmal verstanden als etwas, das nur mit dem Kulturbegriff zu tun hat. Unsere Gesellschaft ist im Zuge der Globalisierung, der Migration transkulturell geworden und hat dadurch an Vielfalt und Durchlässigkeit gewonnen. Aber es besteht immer die Gefahr, dass man Fremde auf ihre ethnische Zugehörigkeit reduziert. Dabei besteht auch innerhalb einer bestimmten Kultur eine grosse Vielfalt. Tatsächlich ist es so, dass die soziale Herkunft eine grössere Rolle spielt als die kulturelle. Eine gebildete Türkin aus Istanbul hat mit einer hiesigen Universitätsabsolventin wahrscheinlich mehr Berührungspunkte als mit einer anatolischen Putzfrau, die vom Land stammt. Und auch in den unteren Schichten gibt es eine Verständigung, die kulturübergreifend ist. Sich mit Migration auseinandersetzen heisst immer auch sich mit unterschiedlichen sozialen Schichten und den daraus resultierenden spezifischen Problemlagen zu befassen. Der Diversitätsbegriff lässt sich nochmal ganz anders aufgliedern als der Kulturbegriff. Zur Diversität gehören Kategorien wie Geschlecht, Alter, Religion, sexuelle Ausrichtung, Behinderung und vieles mehr. Und wenn man sich näher mit einer dieser Kategorien befasst, kann man auf weitere Formen von Vielfalt schliessen. Da besteht eine grosse Offenheit. Mich interessiert dabei, wie man eine Gesellschaft, die sich stark verändert und immer vielfältiger wird, so organisieren kann, dass alle, egal wie gleich oder anders sie sind, optimal zusammen funktionieren und man am meisten für den einzelnen und die Gesellschaft herausholen kann.

Für die einzelnen, zum Beispiel Migrantinnen, etwas herauszuholen, heisst auch sie zu stärken.

Ich bin zum Feld, auf dem ich arbeite, auch über Gerechtigkeitsfragen gekommen. Schon als Kind habe ich mich mit Ausgeschlossenen solidarisiert. Und früh habe ich mich ehrenamtlich im Zusammenhang mit ausländerrechtlichen Fragen engagiert. Das hat natürlich mit meiner eigenen Geschichte zu tun. Im Gymnasium



Inés Mateos im Gespräch

Inés Mateos war während der letzten neun Jahren Wissenschaftliche Mitarbeiterin für den Bereich Migration und Bildung der Abteilung Gleichstellung von Frauen und Männern des Kantons Basel-Stadt. In dieser Zeit entwickelte sie das Café Secondas, ein Projekt mit Migrantinnen der zweiten Generation. Seit Januar 2014 arbeitet sie als selbständige Expertin für Bildung und Diversität (Vielfalt). Ihr Portfolio umfasst Schulung und Beratung von Institutionen, Dozentur an verschiedenen Fachhochschulen und der Universität Basel, Leitung von Projekten und Moderation. Sie ist u.a. Mitglied der Eidgenössischen Kommission für Migrationsfragen (EMK), der Schweizerischen Gesellschaft für Geschlechterforschung (SGGF) und der Anlaufstelle für Sanspapiers Basel-Stadt.

war ich in meiner Klasse die einzige Schülerin mit Migrationshintergrund. Ich habe als ältere Schülerin Nachhilfeunterricht gegeben. Dabei habe ich gesehen, wie schnell man bei Ausländerkindern findet, die können das nicht, oder damit argumentiert, dass sie von zu Hause nicht unterstützt werden. Ich habe dann oft mit den betreffenden Lehrpersonen Gespräche geführt und plötzlich ging es. Ich selber hatte das Glück, Lehrer und Lehrerinnen zu haben, die mich mit grossem Engagement unterstützt haben. Bildung ist der Schlüssel für Chancengleichheit. Ihr verdanke ich meinen eigenen Aufstieg. Darum beschäftigt mich auch die Frage: Wie muss die Schule gestaltet sein, damit Kinder aus Migrationsfamilien die gleiche proportionale Chance auf einen höheren Bildungsweg haben?

Sie beraten Institutionen und Unternehmen. Was erwarten sich diese von Ihnen?

Viele Unternehmen und Institutionen merken, dass sie Verfahrensweisen oder eine Organisation haben, die nicht mehr adäquat sind. Sie stammen aus einer Zeit,



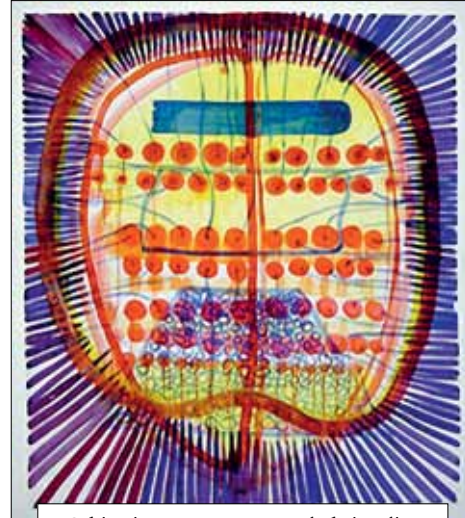
als Vielfalt noch nicht die Rolle gespielt hat, die sie heute spielt. Die Frage ist also: Wie können Institutionen sich so verändern, dass sie fit werden für die Gesellschaft, die wir heute haben? Um ein Beispiel zu geben, das an das vorhin Gesagte anknüpft: Man kann sich auf den Standpunkt stellen, ausländische Kinder seien Problemkinder. Vielleicht ist es aber umgekehrt: Die Schule müsste sich so ändern, dass sie auf die Mischung von Menschen, die wir jetzt haben, zugeschnitten ist. Ich war an mehreren Arbeitsgruppen des baselstädtischen Erziehungsdepartements beteiligt, die sich mit der Frage beschäftigt haben, wie Ausländerkinder besser integrieren werden können.

Was vermitteln Sie in Ihren Schulungen?

Um eine Institution in Richtung Vielfalt zu verändern, braucht es einen doppelten Ansatz: Auf der Ebene der Organisation, strukturell, und auf der Ebene der Menschen, individuell. Für ersteres gibt es Handbücher und Checklisten und Leute wie ich, die beratend zur Seite stehen. Wenn ich Leute auf der Führungsebene berate, dreht es sich um Fragen wie: Wie muss ich mein Team organisieren, damit es den Ansprüchen von Diversität genügt? Dahinter stehen auch ganz praktische Überlegungen: Was muss ich tun, um ausländische Fachkräfte optimal zu integrieren oder Frauen in Führungspositionen zu bekommen? Auf der Ebene der praktischen Arbeit, etwa bei Pflegeassistentinnen oder Polizisten, geht es mehr um Identitäts- und Rollenfragen. Da gibt es oft Unklarheiten: Was von dem, womit ich mich identifiziere, hat mit mir als Berufsperson zu tun, als Frau, als Schweizerin? Es geht darum, seine eigenen Sichtweisen zu reflektieren. Generell zielt die Auseinandersetzung mit Diversität auf das Aufbrechen von fixen Vorstellungen,



Gelebte Schweizer Diversität auf dem Bundesplatz



«Gehirn im Erregungszustand» heisst dieses Bild von Monika Dillier, einer der Lieblingskünstlerinnen von Inés Mateos. Bei der Auseinandersetzung mit Diversität geht es um Bewusstwerdungsprozesse.

darauf, sich bewusst zu werden, dass es auch andere Arten als unsere gewohnte (gut schweizerische) gibt, etwas richtig zu machen. Seine eigenen Motive und Werte besser zu verstehen, ist der Weg, auch andere besser zu verstehen. Ich höre bei solchen Schulungen oft: «Das hab ich mir noch gar nie überlegt, das ist jetzt ein echter Denkanstoss für mich.»

Ihre Tätigkeiten umfassen Schulung und Beratung, Lehrtätigkeit, Moderation und Projektleitung. Was machen Sie am liebsten?

Ich mache alles gern. Am Unterrichten gefällt mir, dass man mit vielen Menschen in Kontakt kommt, die etwas lernen wollen und eine Grundoffenheit mitbringen und die mir oft selber viel beibringen. Moderationen liebe ich, weil man konvergente und divergente Meinungen aus dem Stand so bündeln muss, dass die Beteiligten nach zwei Stunden das Gefühl haben: Wow, jetzt kann ich etwas mit nach Hause nehmen. Moderation lebt vom Auftritt, alles geht schnell, der Adrenalinausstoss ist erhöht. Referate und das Verfassen von wissenschaftlichen Texten decken eine andere Facette meiner Persönlichkeit ab. Es ist ein langsamerer und stiller Prozess, bei dem es um die Vermittlung von Theorie und Praxis geht. Der Transfer in die Praxis, zu den Menschen, ist für mich äusserst wichtig. Er ist der letzte Schritt in meinem Denken, meiner Auseinandersetzung mit Diversität und meinem Anliegen der Gerechtigkeit. Denn ich will nicht nur Erkenntnis gewinnen, sondern auch etwas bewegen. ■

Interview: Heinz Heer